

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1944**

8.7.1944 (No. 186)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS



Samstag, 8. Juli

Verlag: Oberrheinischer Gauverlag und Druckerei GmbH., Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2 59 00 bis 2 59 04. Postcheckkonto: Straßburg Nr. 159 76. Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 7mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM, zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM, zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Der Gegner über den Einsatz schwerer Kampfmittel der Kriegsmarine bestürzt
Voller deutscher Abwehrerfolg in der Normandie

Der Widerstand unserer Verbände auch durch Masseneinsatz schwerer Waffen nicht zu brechen
„V. 1“ lähmt den Invasionsaufmarschraum Groß-London

rd. Berlin, 7. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Trotz der außerordentlichen Anstrengungen der Anglo-Amerikaner, den Invasionsbrückenkopf in die Tiefe der Normandie hinein zu erweitern, errangen die deutschen Verbände einen vollen Abwehrerfolg. Stärkste Artilleriemassierungen, der volle Einsatz der feindlichen Bomberwaffe und immer wiederholte Panzer- und Infanterieangriffe konnten sowohl Amerikaner als auch Engländer nicht vorwärts bringen. Es bleibt also bei der schon nunmehr Wochen andauernden Situation, da die bisher vom Feind eingesetzten Machtmittel nicht ausreichen, um den deutschen Widerstand zu brechen.

Umgekehrt muß man die Feststellung treffen, daß sich die deutsche Invasionsabwehr bisher überall durchgesetzt hat. Es ist auch nicht so, wie die feindliche Agitation glauben machen möchte, daß bei offensichtlicher Kräftegleichheit in dem Invasionsraum ein Stillstand in den Bewegungen eingetreten ist, und keine der beiden kämpfenden Parteien Kraft genug besitzt, die Kampfhandlungen wieder beweglich zu gestalten. Die Invasionsverbände haben schließlich die Aufgabe, Frankreich zu erobern, während die deutschen Abwehrverbände die Aufgabe haben, dieses Ziel zu vereiteln. An einer beweglichen Phase der Truppenanschläge dürfte die deutsche Truppenführung im Augenblick nicht interessiert sein, und der derzeitige Stand der Dinge kommt uns durchaus gelegen. Wir können es uns leisten, abzuwarten, was der Feind unternehmen wird, um den ihm durchaus nicht angenehmen Zustand des Aufder-Stelle-Tretens zu ändern.

Inzwischen wirkt „V. 1“ auf die Ab-sprungbasis der Invasoren und hemmt nicht nur die rückwärtigen Verbindungen, sondern lähmt weitgehendst den durch die Invasion äußerst wichtigen Aufmarschraum von Groß-London. Wenn schwere Kampfmittel der Kriegsmarine in der Lage sind, im Seegebiet der Invasionsfront, wo die feindliche Truppenführung sich im Besitz der absoluten Oberhoheit wähnte, an einem Tage einen Kreuzer, drei Zerstörer und sechs beladene Transportschiffe zu versenken, dann dürfte man damit in Erscheinung tretenden Faktor der Unsicherheit für das Nachschubwesen des Feindes nicht zu gering veranschlagen. Man kann überzeugt davon sein, daß diese neuen Versenkungserfolge im feindlichen Lager eine berechtigte Bestürzung ausgelöst haben, besonders

schnellboot und beschädigten mehrere andere. Im Seegebiet von Brest kam es in der Nacht zum 6. Juli zum Gefecht zwischen vier deutschen Vorpostenbooten und vier feindlichen Zerstörern. Zwei Zerstörer wurden in Brand geschossen. Ein eigenes Boot ging nach heldenhaftem Kampf verloren. Teile seiner Besatzung wurden gerettet. Schweres Vergeltungsfeuer liegt weiter auf dem Raum von London.

In Italien griff der Feind gestern, von zahlreichen Panzern unterstützt, fast auf der gesamten Front an. Nach harten Kämpfen an der Ligurischen Küste, bei Volterra, nordwestlich Siena, im Raum von Arezzo, beiderseits Umbertide und an der Adriaküste wurde der Gegner bis auf geringe örtliche Einbrüche verlustreich abgewiesen. An der adriatischen Küste sind die Kämpfe noch im Gange. Nachtschlachtflugzeuge griffen in der letzten Nacht wieder den feindlichen Nachschubverkehr an der adriatischen Küste mit guter Wirkung an. In den Kämpfen der vergangenen Wochen hat sich eine Flakbrigade, unter Oberst Müller, im Erdkampf besonders ausgezeichnet.

Im Süden der Ostfront führte der Feind zwischen dem oberen Dnjestr und Kowel mehrere vergebliche Angriffe. Im Mittelabschnitt dauern die schweren Kämpfe an den bisherigen

der Ostfront zwischen dem oberen Dnjestr und Kowel haben noch keine größere Ausdehnung erreicht. Es sprechen vielmehr alle Anzeichen dafür, daß die Sowjets ihre Angriffstätigkeit in Richtung auf Wilna weiter verstärken werden.

Londoner Zeitungen nur noch über den Schwarzen Markt

rd. Lissabon, 7. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Kaum werden die Engländer jemals erwartet haben, daß sie sogar ihre Zeitungen auf dem Schwarzmarkt kaufen müssen, wie es heute, der amerikanischen Zeitschrift „New Week“ zufolge, bereits anders nicht mehr möglich ist. Warf der Brite früher im Vorbeigehen dem Zeitungsjungen einen Penny zu, so muß er heute schon viel tiefer in den Geldbeutel greifen und einen halben Schilling, also den sechsfachen Preis bezahlen und sich dazu noch glücklich schätzen, daß er überhaupt eine Zeitung bekommen konnte. Die Londoner Blätter sind durch den großen Mangel an Zeitungspapier gezwungen worden, ihre Auflage erheblich zu vermindern, und zwar ist dies ein weiteres Symptom für die Auswirkungen der Invasion und der deutschen „V. 1“-Waffe. Es läßt sich wohl kaum verheimlichen, daß ganz England von diesen beiden großen Faktoren wesentlich beeinflußt wird.

Englische Eisenbahnen durch Evakuierte überlastet

rd. Bern, 7. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Die Erklärung Churchills vor dem Unterhaus zeigt, daß die „V. 1“-Waffe weit davon entfernt ist, so un-schädlich zu sein, wie man es uns vor zwei Wochen glauben machen wollte“, schreibt „Tribune de Lausanne“ zu dem bisherigen Bemühen Londons, die Wirkung der Geheimwaffe zu bagatellisieren. „Churchill“, so fährt das Blatt fort, „hatte sogar zugegeben, daß es Gebiete gäbe, in denen die Schäden so bedeutend seien, daß man dort mit den Aufräumungsarbeiten nicht nachkomme“. Die Evakuierung Londons habe ein so beträchtliches Ausmaß angenommen, daß der englische Transportminister angeordnet habe, die Angestellten bei der Eisenbahn müßten ihren Dienst auf den Londoner Bahnhöfen wesentlich verlängern.

„Im übrigen“, so fährt die Schweizer Zeitung fort, „haben die Verteidigungsmaßnahmen gegen die „V. 1“-Waffe offenbar nicht zu dem erwarteten Ergebnis geführt. Kein Gegenmittel scheint gegen diese Maschine gefunden zu sein. Churchill habe nur auf die bekannten Abwehrmethoden angespielt, nämlich auf die Angriffe gegen die Startplätze, auf den Einsatz von Jagdmaschinen gegen die fliegenden Bomben und auf die Flak- und Ballonsperren.“

„Die Reichsmark ist kein internationales Schacherobjekt“

Der Reichswirtschaftsminister über die Währungspläne unserer Feinde und die Grundlagen einer zukünftigen Wirtschaftsordnung — Funk antwortet Roosevelt

rd. Berlin, 7. Juli. (Eigener Drahtbericht.) Die deutsche Wirtschafts-führung hatte bisher zu den alliierten Währungsverhandlungen geschwiegen. Die plumpen Versuche der Männer um Roosevelt und Churchill, allen Staaten eine währungspolitische Zwangsstaatsüberzuziehen, verriet einen Finanz-imperialismus, der nur un-schwer zu durchschauen war. Nach Beginn der sogenannten internationalen Wän-rungskonferenz in Bretton Woods hielt der Reichswirtschaftsminister Funk indessen den Zeitraum für gekommen, den positiven deutschen Standpunkt aufzuzeigen und ihn den

gegnerischen Plänen entgegenzustellen. Typisch für die Engländer und Amerikaner ist das Bestreben, sich durch Währungspläne Machtpositionen für die Friedenszeit zu sichern. Zugleich hoffen die Gegner, die sozialen Notstände mit Hilfe eines neuen Devisenzwangs-systems statt einer neuen Arbeitspolitik zu beseitigen. Funk gelistete den Weltwährungsplan, der nach 16 Monaten Verhandlung endlich zum politisch verbindlichen Abkommen erhoben werden sollte. Er stellte dem feindlichen Vorhaben das deutsche wirtschaftspolitische Ordnungsprinzip gegen-

über. Erst müssen die einzelnen Volkswirtschaften selbst gesunden, damit ihre Beziehungen zueinander fruchtbar werden und sich laufend reibungslos gestalten. Diese Diktatur des Gold-dollars, die der amerikanische Währungsplan praktisch bringen würde, schafft neue, rein geldliche Abhängigkeiten, an denen die ärmeren Staaten alsbald zugrunde gehen müßten. Deutschland wird dies niemals mit-machen. Unter dem Beifall der Ver-sammlung rief der Reichswirtschafts-minister: „Unser nationales Geld ist kein internationales Schacherobjekt!“

Wüßte die Welt nichts Gescheiteres als den alten Goldmechanismus, dann müßte sie vielleicht versuchen, die alten Methoden, so gut es geht, umzustem-peln, obwohl die Weltwirtschaft bereits aus den Angeln gehoben ist. Im alten Trotz sich zu quälen und unter das Joch des Roosevelt'schen Währungs-fonds zu kriechen, ist aber nicht er-forderlich. Es gibt neue Möglichkeiten und modernere Methoden, die wirt-schaftlichen und finanziellen Bezieh-ungen zwischen Völkern ins Reine zu bringen.

Der deutsche Vorschlag, wie ihn der Reichswirtschaftsminister verkün-dete, lautet: Kooperation, Abstimmung und Belebung der produktiven Kräfte, gesunde europäische Währungs-beziehungen durch staatliche Verein-barungen, Abbau der Zwangswirt-schaft als Fernziel. Der Minister lehnte jede Art von Europawährung ab. Jede Landeswährung soll kraft ihres eigenen Wertes gelten. Ord-nung und nicht Gewalt! Nicht Geldpolitik als Medizin, sondern Ar-beit und Planung als belebende Prinzipien.

In erfreulich klarer Weise hat Deutschland damit seinen anders ge-arteten Standpunkt dargelegt. Kritiker an den englisch-amerikanischen Plänen hat es bereits in Hülle gegeben, auch in England wie in den USA. Hier aber setzt ein deutscher Staatsmann und Wirtschaftspolitiker eine neue Anschau-ung gegen stures Festhalten an über-holten Begriffen und befreit damit die wirtschaftspolitische Erörterung aus dem engen Kreis, in dem sie sich seit den Keynes- und White-Plänen bewegte.

Schwere Schläge der Kriegsmarine gegen Feindnachschub

Ein Kreuzer, drei Zerstörer und sechs beladene Transporter mit 32 000 BRT versenkt — Alle feindlichen Angriffe in der Normandie und in Italien abgewiesen — Anhaltend erbitterte Kämpfe an der Ostfront

\* Aus dem Führerhauptquartier, 7. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im normannischen Landekopf lag der Schwerpunkt der Kämpfe gestern wieder im Raum südwestlich Carentan bis zur Westküste der Halbinsel Cherbourg. In dem unübersichtlichen Wald- und Buschgelände kam es oft zu erbitterten Nahkämpfen, in denen unsere Truppen alle feindlichen Angriffe, die durch starke Luftangriffe unterstützt waren, abweisen konnten. Bei Le Plessis und südlich Montgardon wurde eingebrochener Gegner im Gegenstoß geworfen. Die Säuberung des Waldgeländes, östlich La Haye du Puits, von dem dort eingedrungenen Feind, ist noch im Gange. Im französi-schen Raum wurden 157 Terroristen und mit Fallschirm abgesetzte britische Sabotagegruppen im Kampf niedergemacht. Ueber dem Landekopf und den besetzten Westgebieten wurden 22 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht.

Durch Kampfmittel der Kriegsmarine wurden im Seegebiet der Invasionsfront erneut ein Kreuzer, drei Zerstörer und sechs beladene Transporter mit 32 000 BRT versenkt und ein weiterer Kreuzer schwer beschädigt. Nördlich der Seinebücht versenkten Sicherungsfahrzeuge in der letzten Nacht ein britisches Artillerie-

Brennpunkten der großen Abwehr-schlacht an. An der Landenge von Baranowice wurden feindliche, von Panzern unterstützte Angriffe östlich der Stadt aufgefangen. Auch im Raum westlich Molodczno wird erbittert gekämpft. Nördlich davon sind die feindlichen Angriffsstruppen im Vorgehen auf Wilna. Nordwestlich des Narocz-Sees, wo zahlreiche Angriffe der Sowjets scheiterten, hat sich die Bayerische 212. Infanterie-division, unter Führung von General-major Sensfuß, besonders bewährt. Nördlich und nordwestlich Polozk führten die Bolschewisten gestern nur schwächere Angriffe, die vor unseren Stellungen zusammenbrachen. Schlacht-fliegerverbände griffen wirksam in die Erdkämpfe ein und zersprengten zahl-reiche feindliche Kolonnen. Schwere Kampfflugzeuge setzten den Kampf gegen den sowjetischen Nachschub bei Nacht durch Angriffe auf Bahnhöfe und Eisenbahnlinien mit guter Wirkung fort.

Nordamerikanische Bomber führten gestern einen Terrorangriff gegen die Stadt Kiel. In der Nacht warfen einzelne britische Flugzeuge Bomben im rheinisch-westfälischen Gebiet. Außer-dem griff ein schwacher feindlicher Bomberverband den Raum von Wien an. Durch Nachtjäger wurden zwölf feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Die Lüge als Staatsprinzip

Von Herbert Caspers

Engländer und Amerikaner haben die Invasion mit jener frömmelnden Verlogenheit in die Welt trompetet, für die sie schon längst ein Begriff geworden sind. Roosevelt, der entgegen seinen letzten Wahlversprechungen jetzt zahllose Söhne amerikanischer Mütter in den Tod schickt, zog sich nach der Verkündung der Invasion in sein Kämmerlein zurück und verfaßte eigens ein Gebet, das die Stärke seines Gottes für den Erfolg der amerikanischen Waffen festzulegen versucht. Der King in England wurde in gleicher Angelegenheit ebenfalls bemüht. Es war augenscheinlich nötig, angesichts der fieberhaften Ängste und Sorgen der anglo-amerikanischen Öffentlichkeit, ein besonders kräftiges „Opium fürs Volk“, wie Genosse und Bundesgenosse Stalin sagen würde, zu verabreichen. Es paßt ganz in den Rahmen dieser verlogenen Rückversicherungen für die Invasion im Himmel, wenn General Alexander, der Oberkommandierende in Italien, mit frommem Augenaufschlag seinen Feld-zug der Vernichtung höchster Kultur-güter der Menschheit und der unerhörtesten Grausamkeit gegen die Zivilbevöl-kerung mit dem selbstgerechten Urteil plaktierte, er würde „mit Gottes Hilfe und Gottes Segen“ in Italien angreifen, denn es gäbe „keine gerechtere und auf-richtigere Sache“.

Der berüchtigte englische „Cant“, den das puritanische Amerikanertum längst übernommen hat, blüht in diesen heuchlerischen Verbrämungen brutalen Machtstrebens mit der Anrufung göttlicher Hilfe wieder zu Spitzenerleuchtungen auf.

Tatsächlich sind das englische Volk und in seinem Gefolge das nordamerikanische Völkergemisch das verlogenste und belegenste Volk der Welt. Die Engländer können sich rühmen, vor allen anderen Kulturvölkern ein Sprichwort zu haben („Tell a lie and stick to it“), das als erfolgreiche Lebensweisheit verkündet, man solle ruhig eine Lüge aussprechen, aber dann auch an ihr festhalten. Schon vor über zweihundert Jahren stabilisierte Jonathan Swift, der bekannte politische Satyrer seiner Zeit, die Lüge als Kriegswaffe: „Heilsame Schwindeleien sind zur Kriegführung erforderlich. Das Volk hat kein Anrecht auf politische Wahrheit. Das Vaterland kann ohne die Staatslügenkunst nicht bestehen.“ Das ist dann allerdings durch die Jahr-hunderte immer wieder bestätigt worden. In England lügen nicht die einzelnen Politiker oder Staatsmänner oder allein die Presse, dort lügt der Staat und seine Staatskirche, und wenn dort die Regierung Christus ruft und Kattun meint, so gilt das als höchst ehrenwert. Wie es der schließlich immerhin aus der Arbeiterpartei hervorgegangene Führer der Opposition im Oberhaus, der aus altem Adelsgeschlecht stammende Arthur Ponsonby im Jahre 1930 in „Lies in war times“ kühl und sachlich postu-lierte: „Die Lüge ist eine anerkannte und außerordentliche Kriegswaffe. In Kriegszeiten ist das Versäumnis zu lügen eine Nachlässigkeit, die Lüge zu bezweifeln, ein Vergehen, und die Wahrheit zu sagen ein Verbrechen.“

Das ist typisch englisch! Wenn man sich daran erinnert, wie bewußt sich Reichsminister Dr. Goebbels als Leiter des gesamten Propagandaapparates des Reiches auch im Kriege für die Wahr-heit, und wenn sie noch so hart ist, er-klärt, und wie scharf sich Reichsprä-sident Dr. Dietrich immer wieder mit der Verlogenheit der anglo-amerikanischen Presseführung auseinandersetzt. Daran erkennt man die weltenweiten Unter-schiede zwischen unserer moralischen Kriegführung und derjenigen der Feind-welt.

Die verlogene Anrufung der gött-lichen Gewalt für ihre traditionell niederträchtigen Absichten der teuflischen Unterdrückung fremder Völker durch die Engländer ist heute rund 400 Jahre alt. Es gibt keine Macht von Ansehen in Europa, die nicht im Ablauf der Jahrhunderte das Objekt der frömmelnden Heuchelei der Briten geworden wäre. Mit der Vernichtung der spani-schen Armada begann die fromme Heuchelei der von dort ab in jedem Kriege wiederkehrenden Behauptung, daß die raubgierigen Engländer das aus-erwählte Volk Gottes seien, wie es die Juden im Alten Testament gewesen sind. Der Untergang der spanischen Armada im Jahre 1588, der das eigentliche Sprungbrett für die britische Weltmacht wurde, ist nicht etwa durch die Tapfer-keit der Engländer, sondern durch

# „Seit drei Wochen heulen die Sirenen!“

### Ausländer über die Wirkungen der „V. 1“ — Churchills entschuldigende Rede — Die Ausgebombten werden einfach ihrem Schicksal überlassen

einen gewaltigen Orkan herbeigeführt worden. Aber die englischen Heuchler prägen Gedenkmünzen, die Gott priesen, daß er die katholischen spanischen Feinde vernichtet und das fromme England gerettet habe. Der »Cant« bestand also schon vor dem Machtantritt des Puritanismus im »old merry England« der Königin Elisabeth. Aber mit dem jüdisch-alttestamentarisch orientierten Puritanismus in der Zeit Cromwells wurde die Heuchelei endgültig zum englischen Staatsprinzip.

Eigentlich haben die Franzosen schon vor den Spaniern die englische Politik in einer Mischung von Feigheit und Heuchelei am Schicksal der Jungfrau von Orléans erlebt. Die Engländer haben diese einmalige Frauenerscheinung im 15. Jahrhundert wie die Pest gehaßt, aber als sie sie gefangen hatten, haben sie sie nicht selbst gerichtet, sondern der römischen Kirche ausgeliefert, damit diese sich durch die Hinrichtung den Haß der zahlreichen Anhänger der Jungfrau zuzog. Der Schelmerhaufen von Rouen steht nicht nur am Anfang des französisch-englischen Verhältnisses, sondern er ist auch das erste Fanal britischer Heuchelei in der Weltpolitik.

Ein Triumph frömmelnder Niedertracht der Briten wurde dann die Aera des Lordprotektors Oliver Cromwell, der nach der grausamen Niederknüppelung Irlands im Jahre 1653 verlogen betete: »Nun laßt mich fragen wer dieses Werk vollbracht? Es war nicht eigene Macht, es war der Geist Gottes.« Zugleich aber schilderte er in seinem Bericht über die Einnahme von Dregbeda im selben Jahre: »Als unsere Leute stürmten, befahl ich ihnen, alle über die Klinge springen zu lassen... in der Kirche wurden nahezu tausend mit dem Schwert niedergemetzelt, die sich dahin geflüchtet hatten. Ich nehme an, daß alle ihre Mönche mit der Ausnahme von zweien, totgeschlagen sind.« Man darf schon sagen, daß es aus dieser geschichtlichen Erfahrung begrifflich ist, wenn die anglikanische Hochkirche sich zu Gebeten sammelt für die bolschewistischen Priestermörder, die sich ja nur am Beispiel Englands in der Cromwellperiode zu bilden hatten.

Es mag abschließend noch eine Stimme infernalischen Deutschenhasses aus dem ersten Weltkrieg zitiert werden, die ebenfalls die göttliche Gewalt für England bemüht. Die satyrische Zeitschrift »John Bull« leistete sich 1915 die folgende Blasphemie: »Niemals wird dir Gott diese Gelegenheit wiedergeben, Europa von der deutschen Bestie zu befreien. Es kommt einst die Stunde, da wir in das Tor des Himmels wollen, aber das wird uns womöglich vor der Nase zugeschlagen, denn der Himmel ist nur für die offen, die den Teufel ausgerottet haben.« Wo in Wahrheit die Teufel der Menschheit sitzen, ergibt sich unschwer aus unserer kurzen Blütensammlung frömmelnder Verlogenheit und Heuchelei aus fast einem halben Jahrtausend in England. Der Führer traf den Nagel auf den Kopf, wenn er einmal die Briten verglich mit Teufeln, die ein Gebetbuch in der Hand halten. Nichts anderes bestätigt schließlich ja auch Arthur Bryant seinen Landsleuten, wenn er kurz vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1938 in »Leader and pages« feststellte: »Wir sind ein außergewöhnliches Volk. Was Heuchelei, Schwindel und Selbstgefälligkeit anbelangt, so kommt uns kein Volk der Welt gleich. Wenn Gott möchte, daß etwas getan wird, dann sagen wir noch unbewußt mit Milton: »Er ruft seinen Engländer!«

Mit all ihrer Verlogenheit und Heuchelei, mit aller dreisten Anrufung ihres patentamtlich geschützten Plutokratengottes ist England und Amerika nicht der vom Oberbonzen der Gottlosen diktierte harte Gang zur Invasion erspart geblieben. Wir werden sehen, wer hier trotz des widerlichen Gebets-theaters der Roosevelt, Churchill und Genossen siegt. Gott pflegt mit den stärkeren Bataillonen zu sein, und diese werden getragen durch die stärkeren Herzen. Wir haben diese stärkeren Herzen auf unserer Seite, weil wir in Wahrheit uns als die Vollstrecker einer höheren Gewalt ansehen, weil die Vorsehung und die Sicherung des Lebens und der Zukunft unseres Volkes uns den Auftrag gab, nach Jahrhunderten niederträchtigster Auspöwerung der Welt durch ein heuchlerisches Briten- und Amerikanertum den Völkern und vor allem dem alten Europa Gerechtigkeit und Freiheit zu sichern.

rd. Stockholm, 7. Juli. (Eigener Drahtbericht.) Die schwedischen Journalisten in London, die nach einigen Anfangsängstlichkeiten beim Einsatz der »V. 1«-Offensive von der englischen Zensur zunächst gezwungen worden waren, die Vorgänge in Südeuropa zu bagatellisieren, geben nun ebenfalls zu, daß es nicht gerade so sei, wie bisher behauptet wurde mit der »Fortsetzung des normalen Lebens«. Der Londoner »Svenska Dagbladet«-Vertreter gesteht: »Natürlich konnte es nicht vermieden werden, daß all diese Vorgänge das Leben in der Hauptstadt beeinflussen, denn London liegt ja wieder in der Frontlinie. Die Sirenen heulten drei Wochen lang, Tag und Nacht, und heulen weiter. Die Bomben kommen unaufhörlich — die Explosionen hallen wider!« Der Strom der Evakuierten hat in den letzten Wochen zugenommen, bisher war jede Evakuierung abgestritten worden.

Der »Dagens Nyheter«-Vertreter unterstreicht entschuldigend, durch die Zensur seien weiterhin objektive (!) Schilderungen der »V. 1«-Wirkungen verboten. Die neue Waffe habe zweifellos unangenehme Wirkungen, vor allem weil die Bombardierung zu jeder Zeit erfolgen könne. »Große Materialschäden« — ein Zeugnis, das den meisten sonstigen Berichten noch fehlt — »wurden durch starke Sprengwirkungen

gen und dem damit verbundenen Luftdruck hervorgerufen.« Der »Morgen Tidningen«-Vertreter verbreitet sich über gewaltige Luftdruckwirkungen. Die Neunmillionenstadt London liegt wieder in der Frontlinie durch Tages- und Nachtangriffe nach einem raffinierten Plan. Der »Stockholms Tidningen«-Vertreter verzeichnet ebenfalls drei Wochen lange, fast ununterbrochene Bombardements gegen London.

Churchills Rede hat die Blicke der Welt wieder auf diese Waffe gerichtet. Er hat ebensowenig Zahlen über Abschlüsse von fliegenden Bomben oder genaue Einschlagstellen, als optimistische Versprechungen für die Zukunft gegeben. Die mutmaßlichen Basen der »V. 1« zu erobern, sei die wichtigste Aufgabe der Alliierten. Je früher dies gelinge, um so rascher könne man die »Robot«-Gefahr aus der Welt schaffen. Die Rede Churchills hat mit dem Bagatellisieren der »V. 1«-Waffe Schluß gemacht. Trost hat sie nicht gerade gebracht, wohl aber das Eingeständnis, daß die fliegenden Bomben die Invasion beeinflusst haben. Auffallend sei der durchwegs entschuldigende Ton der Churchill-Erklärung.

Ein weiteres Bild von dem in London herrschenden Elend und dem Versagen der Hilfstätigkeit der britischen Regierung für ihre Ausgebombten gibt der USA-Journalist Richard Tobien in

einem Bericht der »New York Herald Tribune« aus London wieder. Von den Kriegsauswirkungen, die sich bereits in London spürbar machen, sei die Benutzung der Londoner U-Bahnstationen als Wohn- und Schlafquartiere für ausgebombte Londoner die schrecklichste. Viele Menschen, die ihre Unterkunft verloren haben, sind von den Behörden ihrem Schicksal überlassen. Diese sind nicht imstande, ihnen eine Unterkunftsmöglichkeit zu verschaffen. Während sie den Tag über ihrer Arbeit nachgehen oder in den Straßen umherirren, strömen sie nachts zu tausenden in die U-Bahnstationen, um dort ein paar Stunden zu schlafen. Tausende von Männern, Frauen und Kindern treffen dort abends mit einem Bündel Habseligkeiten ein, um auf einer notdürftigen Pritsche oder auch auf dem Steinboden zu schlafen. Der Lärm der U-Bahnstationen lasse sie kaum zur Ruhe kommen. Es sei ein erschütternder und niederdrückender Anblick. Nur in dem kurzen Zeitraum von eins bis fünf Uhr morgens, wenn der Verkehr eingestellt sei, könnten diese einen kurzen Schlaf finden, der nur durch vollkommene Erschöpfung möglich sei.

## Reichsgerichtspräsident Dr. Bumke 70 Jahre

\* Berlin, 7. Juli. Am 7. Juli 1944 beging Reichsgerichtspräsident Dr. jur. Dr. rer. pol. Erwin Bumke seinen 70. Geburtstag. Reichsgerichtspräsident Dr. Bumke wurde 1874 in Stolp i. Pom. geboren, war nach Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Studien und mehrerer Auslandsreisen zunächst in den Jahren 1905 bis 1907 als Landrichter in Essen tätig und wurde später nach langjähriger Ministerialtätigkeit und Teilnahme am ersten Weltkrieg am 1. April 1929 zum Präsidenten des höchsten deutschen Gerichts ernannt, dem er auch heute noch in großer körperlicher und geistiger Frische vorsteht. Sowohl als Behördechef wie als einer der höchsten Richter des Reiches hat sich Reichsgerichtspräsident Dr. Bumke um die einheitliche Ausrichtung der Rechtspflege und nach der Machtübernahme um die Durchsetzung der neuen schöpferischen Rechtsgedanken große Verdienste erworben.

In Anerkennung dieser Verdienste verlieh ihm der Führer nach 10jähriger Amtszeit als Präsident des Reichsgerichts die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft und zeichnete ihn kurz danach dadurch aus, daß er seine Amtszeit nach Erreichung der Altersgrenze durch Erlass vom 4. Juli 1939 verlängerte.

## General der Gebirgstruppen Egelseer verunglückt

\* Berlin, 7. Juli. Durch einen tragischen Unfall kam am 23. 6. 1944 General der Gebirgstruppen Karl Egelseer, Kommandierender General eines Gebirgs-Armeekorps, ums Leben. General der Gebirgstruppen Egelseer ist am 5. 7. 1890 zu Ischl, Kr. Gmünd/Oberdonau, geboren. Bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges war der damalige Oberst Egelseer Chef des Generalstabes eines stellvertretenden Generalkommandos in den deutschen Alpengebieten. Im Herbst 1940 wurde er als Generalmajor Kommandeur einer badisch-schwäbischen Gebirgsdivision, nahm am Balkanfeldzug teil und erhielt hier an einem Tag das EK. II und EK. I. Zu Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion durchbrach er mit seiner Division die Stalin-Linie im südlichen Abschnitt der Ostfront und hatte anschließend auf Grund eines kühnen selbständigen Entschlusses maßgeblichen Anteil an der Schließung des Kanals südlich Uman und der Vernichtung mehrerer sowjetischer Armeen. Hierbei erhielt er am 23. 10. 1941 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

## Kanada stark beunruhigt

\* Stockholm, 7. Juli. In Kanada haben die letzten britischen Funkberichte von der Invasionsfront große Beunruhigung hervorgerufen, denn seit Beginn dieser Woche stehen vor allem die kanadischen Truppen im schweren Einsatz nördlich Caen. Es wird offen zugegeben, daß die kanadischen Truppen größte Verluste hatten. Ein englischer Bericht spricht von dem »blutigsten Einsatz seit Kriegbeginn«. Die Kanadier hätten um jeden Meter Boden verzweifelt kämpfen müssen und schließlich doch den größten Teil des gewonnenen Geländes wieder abgeben müssen.

## Führungskreis der Reichsdozentenführung errichtet

### Vier namhafte Professoren und Forscher unseres Gaues vom Reichsdozentenführer in den Führungskreis berufen — Das beratende Organ in allen grundsätzlichen Fragen

Berlin, 7. Juli. Der Reichsdozentenführer Gauleiter Dr. Scheel hat einen Führungskreis der Reichsdozentenführung errichtet. Namhafte Professoren und bahnbrechende Forscher der deutschen Hochschulen wurden zu Mitgliedern ernannt. In allen grundsätzlichen Fragen werden sie beratend dem Reichsdozentenführer zur Seite stehen. Diese neue zentrale Einrichtung des NSD-Dozentenbundes, getragen von hervorragenden Männern der Wissenschaft und Forschung, wird dazu beitragen, wichtige Probleme der Hochschule, der Hochschulprofessoren und der Assistenten zu meistern. Der Führungskreis verkörpert die Verbindung bester Tradition der Hochschule mit den Werten der nationalsozialistischen Bewegung.

In den Führungskreis wurden vom Reichsdozentenführer Gauleiter Dr. Scheel berufen:

- Prof. Dr. Ernst Bach, Frauenheilkunde, Universität Marburg; Träger des Blutordens; Prof. Dr. Karl Beurlen, Geologie, Universität München; Prof. Dr. Buntru, Technische Hochschule Prag; Prof. Dr. Peter Carstens, Rektor der Reichsuniversität Posen; Prof. Dr. Felix Dahm, Strafrecht, Reichsuniversität Straßburg; Prof. Dr. August Faust, Philosophie, Universität Breslau; Prof. Dr. Eugen Fischer, Erbforschung, Universität Freiburg; Inhaber des Adlerschildes; Prof. Dr. Paul Fliether, Rektor der Staatl. Hochschule für bildende Künste, Dresden; Prof. Dr. Karl Gebhardt, Hohenlychen, Träger des Ritterkreuzes zum Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern; Prof. Dr. Walter Groß, Rasenkunde, Universität Berlin; Prof. Dr. Wilhelm Jost, Rektor der Technischen Hochschule Dresden; Prof. Dr. Kamm, Technische Hochschule Stuttgart; Professor Dr. Kurt Knoll, Philologie, Universität Wien; Prof. Ernst Kriegk, Philosophie, Universität Heidelberg; Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP.; Prof. Dr. Herbert Krüger, Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Reichsuniversität Straßburg; Prof. Dr. Martyr, Rektor der Technischen Hochschule Danzig; Prof. Dr. Werner Osenberg, Technische Hochschule Hannover; Prof. Dr. Andreas Predoehl, Rektor der Universität Kiel; Tibetforscher Dr. Ernst Schäfer, Universität München; Prof. Dr. Alfred Schitten-

helm, innere Medizin, Universität München; Dr. Hanns Streit, Kurator der Reichsuniversität Posen; Prof. Dr. Rudolf Tomaschek, Physik, Technische Hochschule München; Prof. Dr. Walter Wüst, Rektor der Universität München; Prof. Dr. Wilhelm Ziegler, Neuere Geschichte, Universität Berlin.

### De Gaulle bei Roosevelt

H. W. Stockholm, 7. Juli. (Eig. Drahtbericht.) De Gaulles Besuch bei Roosevelt ist diesmal Wirklichkeit geworden. Er traf auf dem Flugweg von Algier kommend in Washington ein und suchte sofort das Weiße Haus auf. Die Verhandlungen dürften Freitag und Samstag weitergehen. Am Montag wird er nach New York weiterfliegen, um bei einer dortigen gaullistischen Kundgebung zu präsidieren. Vor dem Eintreffen de Gaulles herrschte in Washington, wie ein schwedischer Journalist berichtet, eine mißvergnügte Stimmung des Zweifels: »Kommt er oder kommt er nicht?« Von amerikanischer Seite sei für die Besprechungen ein Vorprogramm aufgestellt und dies de Gaulle geschickt worden, um eine Wiederholung dessen

zu vermeiden, was Cordell Hull bei seinem Besuch in Nordafrika wiederfahren sei. Hull wollte über französisch-amerikanische Fragen diskutieren, aber de Gaulle verweigerte sich darauf, dreiviertel Stunden lang seinem amerikanischen Besuch darzulegen, wie die Vereinigten Staaten nach de Gaulles Ansicht ihr Verhältnis zur Sowjetunion gestalten müßten. Das Zusammentreffen sei nicht gerade ein Erfolg geworden.

De Gaulle hat diesmal mehrere Finanzexperten mitgebracht um die Frage der neuen Assignate, die von den Verbündeten in Gestalt von Invasionsfrancs zur Unterhöhung des französischen Wirtschaftslebens mit nach der Normandie transportiert wurden, und auch das USA-Interesse an den französischen Kolonien zu besprechen.

### Juden und Freimaurer im Gefolge der Invasoren

\* Stockholm, 7. Juli. Wie das Reuterbüro meldet, haben die anglo-amerikanischen Invasoren in der Normandie die Vichygesetz aufgehoben. Alle Gesetze gegen die Juden und Geheimgesellschaften (Freimaurer) wurden für null und nichtig erklärt.

## „Nachrichten werden vertuscht und verdreht!“

### Schwere Anklagen eines Unterhausabgeordneten gegen die britische Regierung

\* Genf, 7. Juli. Schwarz auf weiß legt der konservative Abgeordnete Viscount Hinchin-Brooke in der »Daily Mail« die Maßstäbe fest, an denen man heutzutage Erklärungen englischer Minister und auch Churchills messen muß.

Hinchin-Brooke bedauert zunächst, daß es in diesem Kriege nicht wie im letzten eine organisierte parlamentarische Opposition in England gebe, die die Regierung zwingen könne, die reine Wahrheit zu sagen, selbst dann, wenn man ernste militärische Rückschläge erleidet. Nur wenige Abgeordnete gebe es im heutigen Parlament, die es zuweilen wagten, die Regierung zur Rede zu stellen.

Es besteht kein Zweifel daran, fährt er fort, daß diese Schlafmützigkeit im Parlament sich auch im englischen Berichterstattungswesen widerspiegelt. Die Minister wüßten nur zu gut, wie sicher ihnen mangels einer

stärkeren Opposition ihre Ministersekreterien. Geschehe etwas Aufsehenerregendes, dann setzen sie sich mit dem Sicherheitsdienst in Verbindung, den sie zu alledem selbst kontrollieren. Der Sicherheitsdienst aber vertusche alles mit Hilfe eines ständig wachsenden Mitarbeiterstabes. Der englische Informationsminister sei gleichzeitig Minister für die Zensur. Als Zensurminister hülle er alles in ein großes Dunkel, und sehe seine Hauptaufgabe als Informationsminister darin, jede Information abzustopfen. Die Presse sei nicht zu tadeln, da ihr die letzte Freiheit genommen wurde. Der Sicherheitsdienst, aber ist zu einer neuen innerenglischen Interessengruppe für sich geworden. Zur täglichen Aufgabe tausender Zivilisten und Militärpersonen gehört es, Nachrichten zu unterdrücken, zu beschneiden und zu verdrehen. Eine riesige Organisation wurde dafür geschaffen. Allein in der Post- und Telegrafenzensur wurden 12.000 Menschen damit beschäftigt. Der Sicherheitsdienst kann sich schon ein Wappen mit einem Wappenspruch zulegen, das Wappen: ein silberner Zeigefinger vor zwei geschlossenen Lippen, und darüber das Motto: Es liegt nicht im öffentlichen Interesse.

Weit und breit im öffentlichen Leben des Landes stoße man auf Verästelungen dieser Organisation. Sir William Beveridge dürfe mit seinen Beamtenkollegen nicht über Fragen der Arbeitslosigkeit nach dem Kriege sprechen, und es erscheine keine Flugschrift, kein Buch und kein Bericht mehr in England, in dem auch nur der Kern Wahrheit angerührt werde. Niemand aber, der zur Regierung gehöre, dürfe offen sprechen oder schreiben. Er unterliege scharfsten Einschränkungen. Den parlamentarischen Mitgliedern sei es unter diesen Umständen unmöglich, an die

jüngsten Tatsachen, Ziffern oder Statistiken heranzukommen, auf denen sie ihre Reden aufbauen könnten. Das Parlament sei im Zustand von vor Kriegsausbruch eingefroren worden. Die Minister hätten das Parlament soweit gefesselt, daß er diesem heute an Munition fehle, mit der es die Regierung unter Feuer nehmen könne. Alles politische Kriegsmaterial sei in der Regierungszentrale angehäuft, und Churchill habe die Zugbrücken hochgezogen.

Dieses kaum noch zu überbietende offene Eingeständnis und diese umfassenden Anklagen eines Unterhausabgeordneten gegen die Verschweige- und Verdrehungsakt der britischen Regierung erübrigen jeden weiteren Kommentar. Wenn die Erklärungen englischer Minister und, besonders Churchills an solchen Maßstäben gemessen werden müssen, wie der englische Abgeordnete selbst betont, dann ist festzustellen, daß auch die Erklärungen Churchills über die »V. 1«-Waffe vor dem Unterhaus am Donnerstag wiederum ein großes Täuschungsmaschwerk darstellen dürften. Wenn Churchill sich auch gezwungen sah, die erste Wirkung von »V. 1« zuzugeben, so dürfe nach diesem englischen Eingeständnis allerdings feststehen, was man im übrigen von den Auslassungen Churchills über die Wirkung der »V. 1«-Waffe, besonders die Schäden und Verluste, die erheblich umfangreicher sein werden, als Churchill dies zugeben wagte, zu halten hat.

## Henriots Worte werden wie Befehl empfunden

### Zahlreiche Ehrungen für den Ermordeten — Der Feind hat sein Ziel nicht erreicht

Dr. B. Paris, 7. Juli. (Eig. Drahtbericht.) Die Empörung über die Ermordung Philipp Henriots, des Sprechers der französischen Nation, durch den englischen Geheimdienst, hat sich in Frankreich noch nicht gelegt, im Gegenteil, es wird von Tag zu Tag klarer, welch schweren Verlust Frankreich mit Henriot erlitten hat. Infolgedessen wird von der französischen Öffentlichkeit immer wieder verlangt, daß die Ansprachen Henriots im französischen Rundfunk wiederholt werden, ein Wunsch, dem der Rundfunk weitgehend entgegenkommt.

Die französische Presse beschäftigt sich fast täglich mit Philipp Henriot

und greift auf seine Worte zurück, die jetzt wie Befehle an die Nation empfunden werden. Henriots Persönlichkeit prägt sich noch stärker aus als vor der Mordtat. Zahlreiche französische Städte wollen Henriot dadurch ehren und die Erinnerung dadurch wachhalten, daß sie Straßen nach ihm benennen. Vichy ist in dieser Hinsicht vorgegangen. Die »Avenue Wilson«, eine der schönsten Straßen Vichys, hat den Namen »Avenue Philippe Henriot« erhalten. In Paris soll die breite »Avenue Jean V«, die die Champs-Elysees mit der Seine verbindet, Avenue Philippe Henriot genannt werden. Der Verleger der Presseagentur »Interpress«, der vor

kurzem schon einen großen Teil der Ansprachen Philipp Henriots in Buchform veröffentlichte, sah sich gezwungen, eine neue Auflage dieses Buches herauszubringen. Die Gesamtausgabe »Henriot an die französische Nation« ist geplant.

Es zeigt sich, daß das Ziel, das der Feind durch die Mordtat erreichen wollte, nicht erreicht wurde, sondern im Gegenteil ein allgemeines Besinnen durch Frankreich geht, und daß die Schüsse, die Henriot niedergestreckt haben, die Erkenntnis der Lage Frankreichs und der britischen in Frankreich wesentlich vermehrt haben,

Verlag und Druck:  
Oberschwäbischer Gauverlag u. Druckerei GmbH,  
Verlagsdirektor: Emil Munn  
Schriftleitung:  
Hauptschreifteller: Franz Moraller  
Stellvert. Hauptschreifteller: Paul Schall  
(Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig)

# Flak überfällt englischen Flugplatz

### Über 20 Flugzeuge vernichtet — Hervorragender Erfolg einer Flakabteilung im Raum Caen

(PK.) Die Überraschung ist der halbe Erfolg. Diesem Wort kommt im Krieg doppelte Bedeutung zu. Als die Engländer im Raum von Caen, dicht hinter der H.K.L., einen Flugplatz in Betrieb nahmen, hielten sie ihn vor Einsicht durchaus sicher, da ein dichter Buschwald sich schützend vor seinen südlichen und südwestlichen Rand legte. Bei Tage wurde er kaum angefliegen. Er diente in erster Linie als Nachschubhafen, auf dem unter Schutz der Dunkelheit Transporter und dickbäuchige Lastensegler landeten.

Geradezu vollgepfropft war der Platz mit Flugzeugen vor allem mit Lastenseglern, aber auch mit Motortransportern sowie mit einigen Jagern. Das war ein prächtiges Ziel für indirekten Beschuss. Eine solche Masse Flugzeuge in so günstiger Schußentfernung für die 8.8 Kanonen! Den Leutnant von der vorgeschobenen B-Stelle packte das Jagdfever. Er fuhr mit dem Krad rasch zum Abteilungsgefächtsstand zurück und meldete seine Beobachtung dem Kommandeur. Eines war klar, ein durchschlagender Erfolg war nur möglich, wenn der Feuerüberfall ganz überraschend für den Gegner erfolgte, wenn er keine Gelegenheit mehr hatte, wenigstens einen Teil der Maschinen noch aus dem Platz herauszustarten.

Rücksprache mit dem Regiment: Sollen benachbarte Abteilungen hinzugezogen werden, um die Wirkung zu erhöhen? Aber die müßten sich erst einschleichen, während die Abteilung, deren vorgeschobener Beobachter das Ziel ausgemacht hatte, die Werte bereits in ihrer Schießtabelle eingezeichnet hatte. Befehl: Die drei Batterien feuern allein.

Ungehindert zählte der Leutnant auf seiner B-Stelle die Minuten bis zu dem Augenblick, da es sich erweisen sollte, ob der Erfolg des Feuerüberfalls auf den Flugplatz X seinen hochgespannten Erwartungen entsprechen würde. Noch ist dort alles ruhig, die Lastensegler liegen wie träge Tiere herum.

Wie der Tritt in einen Ameisenhaufen Ein Blick auf die Armbanduhr, dann suchen die Augen wieder durch das Fernglas. Erdpilze wachsen jetzt zwischen den feindlichen Fahrzeugen auf. Immer mehr Staubwolken überziehen den Platz. Nun hört der Leutnant auch die Abschüsse und Einschläge. Die Salven liegen gut. Es wird nur eine geringe Korrektur nötig sein. Keine einzige Granate ist außerhalb des Zieles explodiert.

Einige Minuten lang ist nicht viel zu sehen, bis sich der Staub lichtet. An verschiedenen Stellen steigt dicker, schwarzer Rauch auf — Öl und Benzin der Motorflugzeuge, die getroffen wurden. Dazwischen dünne, helle Rauchwolken. Das dürften Lastensegler sein. — Wie wenn man in einen Ameisenhaufen tritt, so ist es auf dem Platz lebendig geworden. Kraftfahrzeuge fahren hin und her. Eine Unruhe ist bei den Engländern entstanden, die gut zu beobachten ist.

In diese Unruhe, in diesen aufgeschreckten Ameisenhaufen hetzen die nächsten Salven der Flakabteilung hinein. Erhebliche Verluste treten dort ein. Mindestens drei feindliche Flugzeuge werden abgeschossen, die aus dem Platz zu starten versuchen. Ein Jäger erhält einen Volltreffer und stürzt bren-

nend nieder. Ein Transporter und ein Segelflugzeug fallen wie Säcke schwer herab. Am Boden werden 16 Flugzeuge vom Feuerüberfall der Flak zerstört. Das läßt sich gut beobachten. Mit Sicherheit ist aber anzunehmen, daß noch weitere Maschinen vernichtet oder stark beschädigt wurden.

Überraschung ist der halbe Erfolg, das erwies sich bei dem Feuerüberfall

auf den englischen Flugplatz X erneut. In wenigen Minuten über 20 feindliche Maschinen und Lastensegler vernichtet zu haben, das ist ein Ergebnis, auf das die Flakabteilung stolz sein darf. Wie schwer die personellen Verluste der Engländer waren, bestätigte eine Beobachtung, die unabhängig davon, von der vordersten deutschen Linie gemacht wurde. In dem benachbarten kleinen

Dorf war eine auffällige, lebhaft bewegte festzustellen. Zuerst glaubte man an einen Panzeraufmarsch, bis man herausbrachte, daß es sich um Lastkraftwagen und vor allem Sanitätswagen handelte.

Für den vorgeschobenen Beobachter hatte der Feuerüberfall noch ein höchst gefährliches Nachspiel. Der Gegner hatte die Funkstelle bald angepeilt und überschüttete sie mit einem Hagel von Eisen und Feuer. Aber die Salven, die den Weg des Krades mit dem Leutnant eine lange Strecke begleiteten, blieben glücklicherweise ohne Wirkung.

Kriegsbericht Karl Hofmann

## Aus „Gottes eigenem Land“

Demnächst werden mehrere Offiziere des Heeres und der Marine in den USA unter Anklage gestellt, weil sie in Miami Beach „anti-jüdische Zwischenfälle“ hervorgerufen haben. Ein Hotel dieses Landes wurde als Lazarett eingerichtet. Da sich die jüdischen Plutokraten durch den Anblick der Verwundeten in ihrem Badevergnügen gestört fühlten, wurde das Lazarett geschlossen und das Hotel wieder für zahlungskräftige Zivilisten geöffnet. Das „Verbrechen“ der Offiziere bestand darin, gegen diese Schließung des Lazarett zugunsten eines vernünftigeren jüdischen Badeplatzes protestiert zu haben. Sie werden dieses „Verbrechen“ nun zu büßen haben. Denn in einem Staat, dessen Präsident die Juden Baruch, Frankfurter, Roseman und Morgenthau zu seinen intimsten Freunden und Beratern zählt, dürfen natürlich die Juden durch die Auswirkungen des Krieges in ihrem Wohlergehen nicht gestört werden.

Der unberechtigte Optimismus am Ende des alten Jahres, daß Deutschland bald zusammenbrechen werde, hat, so meldet „News Week“, zu erheblichen Verlusten für gewisse jüdische Spekulanten geführt. Sie kauften mehrere Millionen Büschel Weizen in Argentinien zu verhältnismäßig niedrigen Preisen auf und lagerten sie mangels Schiffsraum dort ein. Ihr Plan war, das Getreide zu hohen Preisen im Mai oder Juni 1944 in Europa abzustößen. Jetzt müssen sie statt dessen monatlich steigende Speicherkosten in Argentinien zahlen.

Angesichts der kommenden Wahl hat Roosevelt ein Interesse daran, die Stimmung im Lande möglichst nicht zu deprimieren, berichtet die USA-Zeitschrift „News Week“. Er habe daher durch das Kriegsministerium die Filmfabriken in Hollywood ersuchen lassen, keine realistischen Kriegsfilme zu drehen, sondern „nette Unterhaltungsgeschichten“ zu bringen.

Inzwischen sind Marschall King und Arnold von der Invasionsfront zurückgekommen und haben so deprimierend berichtet, daß Roosevelt einen öffentlichen Aufruf erlassen mußte, in dem er vor übertriebenem Optimismus warnt und zu erhöhten Leistungen auffordert. Tatsächlich ist die Kriegsproduktion im Juni gesunken. Schuld daran sind die wilden Siegesmeldungen der amerikanischen Korrespondenten: diese Meldungen wurden freigegeben, weil man die Stimmung für die Wahl halten wollte. Die Katze beißt sich in den Schwanz!

findet im übrigen in dieser Haltung eine erneute Bestätigung. Die krankhaften Auswüchse des amerikanischen Kapitalismus bedingen einen Menschentyp, der sich in nichts von den bolschewistischen Untermenschen unterscheidet. Beide haben jedes Gefühl für die Würde des Menschen, für seine Kultur und sein Ethos verloren, beide erschöpfen sich im Negativen, im Zerstören und Vernichten, da beide an der Wurzel krank und faul sind.

## Deutscher Wirtschaftler in Frankreich ausgezeichnet

rd. Paris, 7. Juli (Eig. Drahtbericht). Die Zentralstelle der europäischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit „Centre européen“ hat im Rahmen eines Preisausschreibens dem deutschen Wirtschaftspublizisten Dr. Wilhelm Grotkopp den ersten Preis in Höhe von 20 000 francs für seine Bücher „Ein neues Frankreich!“ und „Geld ohne Gold“ zuerkannt.

# Kannibalismus der USA-Soldaten

### Japanische Totenschädel als „Kriegsandenken“ — Roosevelts „Brieföffner“ aus einem Unterarm

JJ. Lissabon, 7. Juli. Wer noch an der Verbrechermoralität vieler USA-Soldaten zweifeln sollte, der wird durch die Zeitschrift „Time“ eines besseren belehrt. Sie berichtet, daß sich unter den Kriegsandenken, die die USA-Soldaten aus dem Südpazifik in die Heimat schickten, auch Totenschädel japanischer Soldaten befanden hätten. Man sei auch „schockiert“ gewesen, zu erfahren, daß der Vertreter von Pennsylvania, Francis Walthers, Roosevelt als Geschenk einen Brieföffner übersandte, der aus dem Unterarm eines japanischen Soldaten hergestellt worden war. Walthers habe in seinem Schreiben an den Präsidenten sein Bedauern ausgesprochen, daß er „nur ein so kleines Stück japanische Anatomie“ übersenden könne.

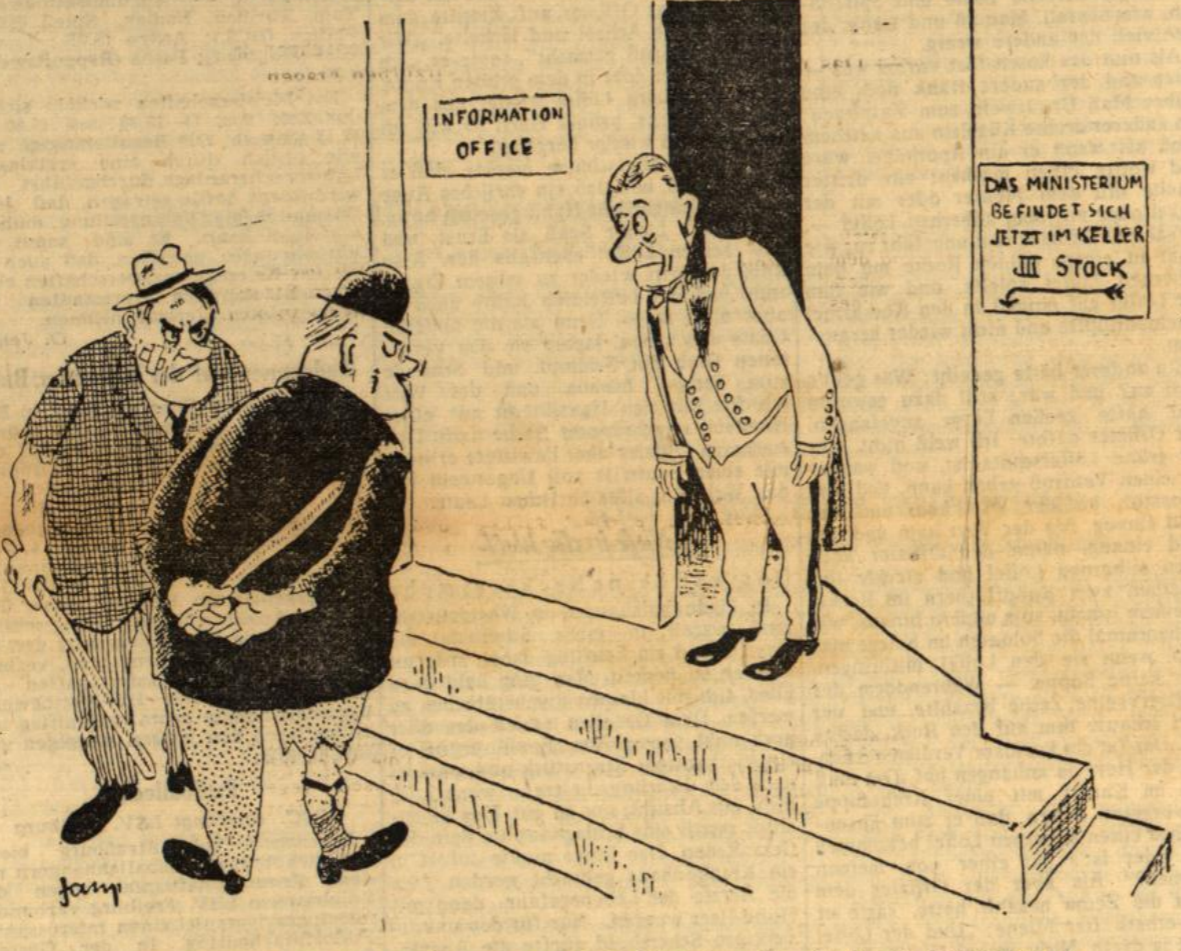
Weiter berichtet die „Time“, daß an

ein katholisches Blatt folgende Frage gestellt wurde: „Ein Freund von mir hat einen japanischen Totenschädel von seinem Sohn im Pazifik erhalten. Die Frau des Sohnes gestattet ihren kleinen Kindern, damit zu spielen. Ist das richtig?“

Eine treffendere und bezeichnendere Illustration dessen, was unter dem von der Washingtoner Agitation so viel gepriesenen „Amerikanischen Jahrhundert“ zu verstehen ist, dürfte es wohl kaum geben. Das sind die „Träger der Zivilisation“, das sind die „Soldaten der Freiheit“, von denen Roosevelt spricht, die sich aber nicht scheuen, in einer geradezu viehischen Verkommenheit die Totenschädel des gefallenen Gegners als „Kriegsandenken“ in die Heimat zu schicken. Die

„Time“ schreibt, daß viele Amerikaner „entsetzt“ seien, aber es ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Kannibalenbrauch doch schon sehr stark verbreitet sein muß, wenn eine Zeitschrift von diesem Rang sich mit solchen Vorgängen befaßt. Hier kommt eine Mentalität zum Ausdruck, die an Rohheit und Brutalität wohl einzigartig dastehen dürfte. Man tut den Wilden des afrikanischen Busches wahrscheinlich noch Unrecht, wenn man sie mit diesen Amerikanern auf eine Stufe stellt, denn der afrikanische Kannibale handelt unter dem Zwang kultischer Vorstellungen, während der angeblich so zivilisierte amerikanische Soldat der Prototyp eines Menschen darstellt, der alle Bindungen an menschliche Gesittung verloren hat. Die Gleichung Kapitalismus-Bolschewismus

## Das Thema „V. I.“ wird „handgreiflich“



„Wir möchten den Herrn sprechen, der behauptet, daß die Wirkungen der „V. I.“ unbedeutend sind.“ Karikatur: Jam in der „Brüsseler Zeitung“

# GUSTAV STOSKOPF

### Dem elsässischen Maler und Dichter zum 75. Geburtstag

„Es isch am 8. Jüli 1869 gsin, wie ich mine Läweswä uff dere krumme, gebuckelte Welt in Bruemth angehet hab, un zwar unter großem Protescht, denn ich hab glich mordsmäßig andenn ich brüele und z'raisonniere.“ Mit diesem temperamentvollen Satze beginnt Gustav Stoskopf das autobiographische Kapitel seiner elsässischen Geschichtensammlung, die unter dem Titel „Uss minere Kneckszitt“ ein gutes Halbhundert mit ausgesprochenen Fabuliergabe erzählter Anekdoten aus der kleinstädtisch-behaglichen Welt seiner Jugendzeit umfaßt. Ein wacher Sinn für die Komik des Alltags, ein scharf beobachtendes Auge und ein überaus farbiges Malen von der reichhaltigen Palette der elsässischen Mundart, die ihm frisch, unverblümt und dem Volksmund abgelauscht aus der Feder fließt, zeichnen diese kleinen Prosastücke aus, die man immer wieder gern zur Hand nimmt und hört, als einen Klang aus einer vergangenen Welt, als liebevoll ausgemalte Sittenbilder, an deren sicher gesetzten Pinselführung man sich erfreut. Was aber das Schönste an ihnen ist, sie erheben gar keinen Anspruch darauf, große „Dichtung“ zu sein, sie sind fast nebenher erzählt eben aus Freude an erzählen, so wie man im Kreis fröhlicher Freunde bei einem guten Glas Wein Schwänke und Schmuerezen zum besten gibt wie sie einem einfallen, nicht anders etwa, als wie der ehrsame Stadtschreiber Jörg Wickram zu Kolmar in seinem „Rollwagenbüchlein“ auch getan hat. Dabei sind Stoskopf eine ganze Reihe trefflich gezeichneter Gesalten gelungen, jene pfliffigen und treuherzigen Originale, die diese kleinen anekdotischen Geschichten und Erinnerungen bevölkern und in denen so viel trefflicherer Volkswitz sich aus-

spricht. Die nämliche Entdecker- und Gestalterfreude lebt in Stoskopfs Gedichten, die unter dem Titel „Luschtig us'm Elsaß“, „Gschpaß un Ernscht“ und „Neue Gedichte“ gesammelt sind und, von einem Spindler oder Braunagel, Sattler oder Hornecker trefflich illustriert, Zeitbilder von knapper Prägnanz darstellen. Auch hier wird ein Kranz elsässischer oder Straßburger Originale, mit sicherer Hand umrissen, „D'Baséard von Stroßburri“, „D'Beermalde“, „D'Korbmacher“, um ganz wahllos einige herauszugreifen, oder jenes unachahmliche Zwiegespräch „Vun d'r Waschpritsch“, Perlen elsässischer Mundartdichtung, in denen das alte Straßburg lebt und lebt in all seiner Derbheit und Urwüchsigkeit, in dem echten Lokalkolorit, das in seiner Art ein Stück elsässischer Kulturgeschichte widerspiegelt. Hier sind Stoskopf, wie schon der Titel der zweiten Gedichtsammlung andeutet, auch einige ernste Gedichte gelungen, die wie „D' schwer Wahl“ von Alfred Lorentz, „D'r Fischer“ oder das „Spinnerlied“ von Joseph M. Erb in ihrer volkshafter Einfachheit und Frische vertont wurden.

Von solchen sicher, mit dem Blick des intimen Kenners und aus einem gern zur Satire gestimmten Herzen gezeichneten Gestalten ist es eigentlich nicht mehr weit zu der rundum plastischen Menschenformung, zur Bühnendichtung. Und in der Tat hat das kurz vor der Jahrhundertwende, 1896 von Stoskopf mitbegründete „Elsässische Theater“ in ihm nicht nur einen tatkräftigen geschickten Organisator, sondern auch seinen erfolgreichsten Autor gefunden, der viele Jahre hindurch die Bretter mit seinen Zugstücken befruchtete hat. Bezeichnend ist dabei, daß auch hier nicht in erster Linie der

Wille, Bühnenautor zu sein, Pate gestanden hat, sondern daß auch diese Reihe erfolgreicher Lustspiele ohne literarischen Ehrgeiz, aus der Lust des Augenblicks geboren sind. Es ist eine angriffliche, in allerlei Lichtern des Spotts und der Satire spielende Welt, die hier aus schöpferischer Phantasie und echter szenischer Erfindungsgabe ins Rampenlicht gehoben wurde. Vieles aus davon gehört heute der Vergangenheit an, ist entstanden aus Verhältnissen, die heute nicht mehr gelten. Manche seiner Bühnengestalten, seiner humorgetränkten, aus drastischer Situationskomik gespeisten Lustspiel-schöpfungen aber werden dauern. Man braucht nur einmal in einer guten Auf-führung von „s Ropfers Apothek“ etwa mit dem trefflichen Hermann Günther in der Titelrolle, gesessen zu sein um zu erfahren, was es mit diesem Stoskopf-Lustspiel auf sich hat. Wie hier die Exposition angelegt, die ganze Handlung eingefädelt wird, wie hier die Spannung allmählich gesteigert wird bis zum Siedepunkt, wie hier scheinbar unbedeutende Nebenfiguren ihren dramaturgischen Sinn haben, das alles ist mit so nachtwandlerisch sicherem Bühneninstinkt gemacht, daß es einem Lustspiel-dichter von Profession zur Ehre gereichen würde. Und dann die Figuren dieser köstlichen Spitzwegwelt! Der temperamentvolle Apotheker selbst und sein Widerpart, der geradezu unangenehm gemüthliche Onkel, der, stocktaub, stets zu einer Beerdigung kommt, ganz gleich welches Familienfest, feiern ist, der sich überall sofort hässlich niederläßt und dem „nix iwuer warmi Fließ“ geht — in welchem guten Lustspiel finden sich noch zwei gleich urwüchsig, pralle Komik in jedem Zug atmende Gestalten?

Wir haben in dieser kurzen Rück-schau auf das literarische Lebenswerk Gustav Stoskopfs fast ohne es zu wollen, Vergleiche aus der bildenden Kunst gebraucht, um die Art seiner Dichtung-

gen zu kennzeichnen. Und das nicht von ungefähr, denn Stoskopf ist von Hause aus Maler und als solcher ist sein Name in der Geschichte der elsässischen Kunst fest gegründet. Dabei klappt aber zwischen seinem malerischen und den Erzeugnissen seiner Feder keine Kluft und kein Widerspruch. Im Gegenteil. Aus derselben Wirklichkeitstreue, aus der selben unbestechlichen Beobachtung, auch seine Bilder sind, wenn man so sagen darf, in der elsässischen Mundart gemalt, sind ohne das Elsaß nicht denkbar. Stoskopf sucht den elsässischen Menschen dort auf, wo er echt und bodenständig geblieben ist, in seinem Bauernum. In altmeisterlicher Schärfe und Monumentalität, in hartem Umriß gegen den Hintergrund abgehoben, erscheinen seine berühmten Bauernköpfe auf der Leinwand, fest in sich verschlossen gegen die Außenwelt, in sicherer statischer Ruhe, jeder der Vertreter eines alten Geschlechts das Antlitz in unzähligen Linien vom Leben gezeichnet, in sich gegründet und stolz, mit adiger Sicherheit in die Bauerntracht des Landes gekleidet, um sich den altererbten Hausrat, den Blick hinaus ins blühende Land. Man spürt es gehört eine lange Erfahrung dazu bis solche Bildnisse so auf die Formel des Wesentlichen gebracht werden, die Erfahrung eines langen Lebens, das unermüdet sammelt, um eines Tages reiche Frucht in die Scheuer zu ernten.

Stoskopfs Bauernbildnisse haben seinen Namen weit über die Grenzen der engeren Heimat bekanntgemacht und die elsässische Malerei auf zahlreichen Ausstellungen rühmlich vertreten. Der Umkreis seiner Kunst reicht jedoch viel weiter und bezieht auch Landschaft und Genrebild in sich ein, ich denke da an einen kleinen, vertraumten Gartenwinkel im Hochsommer, in dem ein Rosenbusch duftet, der mit seinen zarten Rottönen das schattige Grün des Garteninnern überhöht, ein Bild von stimmungsvollem Reiz, das so

recht die besinnliche Seele seines Schöpfers widerspiegelt. Gustav Stoskopf vollendet heute in völliger geistiger Frische sein 75. Lebensjahr. Zahlreiche Verehrer seiner Kunst werden seiner an diesem Tage gedenken und der Gaben, die er seiner Heimat in einem langen, mit Arbeit und Erfolg gesegneten Leben geschenkt hat.

Eine Oper um E. Th. A. Hoffmann. Otto Besch, der ostpreussische Komponist hat eine Oper geschrieben in deren Mittelpunkt sein großer Landsmann E. Th. A. Hoffmann steht. Den Text verfaßte er selbst zusammen mit Franz bei der Wiesen, unter Verwendung Hoffmannscher Erzählungen.

## Die Robäckele

Sie sind die ersten Früchte der Reifezeit, die „erdhatten“ Gartenerdbeeren, auch Ananas genannt, unten auf ihrem gesättigten Dungbet und oben die lachenden Kirschen im grünen, luftigen Laubwerk, fest an ihren Stielen dem Winde trotzend, der sie bewegt wie ein heiteres Notenblatt, auf dem mit frischem Blut der Sommer seine Melodien schrieb: das lachende Volkslied der witzigen kleinen Sauerkirschen und die schwere Symphonie der gezüchteten großen Herzkirschen, die wie vornehme Damen sind, und die man mit Maß und mit Respekt genießt.

Das Köstlichste aber, sind es nicht die bescheidenen Walderdbeeren auf ihren moosigen Betten in den kleinen Lichtungen, die die Sonne warm bescheint zwischen den Schatten der Tannen und Buchen? Märchenkinder des Waldes und uns Stadtmenschen in dieser Zeit mehr als eine einst kaum bedachte Näscherlei. Ein Gruß der Natur, die sagt: Seht, ich bin auch noch da, immer wieder da, Freude den Augen, Köstlichkeit dem Gaumen und Hoffnung den Herzen. R. P.

# Kampf mit dem Hecht

Von Georg Büsing

Der zwölfjährige Fietje will Seefischer werden. Jedesmal, wenn sein Finkenwälder Onkel mit einem Fang Schollen am Fischmarkt vor Anker geht, ist er an Bord. Hilft mit, schnackelt mit dem Smutje klug und stöbert im Schiff herum. Und jedesmal bittet er auch wieder seinen Onkel, ihn doch in den nächsten Ferien mit auf See zu nehmen. — „Fang erst mal einen anständigen Hecht, Fietje! Dann kommst du mit!“ hatte der Seefischer das letztemal lachend geantwortet. Er hatte es mehr im Scherz gesagt, aber Fietje war es bitter ernst damit: Mit zäher Energie ging er ans Werk.

Das Haus seiner Eltern lag an einem der vielen Kanäle, von denen die große Hafenstadt Hamburg nach allen Richtungen durchzogen ist. In diesen Streeks gab es Hechte. Fietje hatte selbst schon kleinere gefangen, mit der Hechtschnarre, einem langen Bambusstock mit einer Drahtschlinge, die man dem Räuber vorsichtig über das gefräßige Maul schieben mußte, wenn er bei klarem Wetter regungslos im Wasser stand. Es gehörte eine große Geschicklichkeit dazu, aber Fietje hatte so lange geübt, bis er es konnte. Es fehlte ihm jetzt nur noch der große Bursche, und der mußte aufgespiert werden.

Fietje lag Nachmittag um Nachmittag auf dem Wasser und wartete auf den Hecht. Er ging nicht zum Baden, er versäumte Sport und Spiel, er dachte nur an den Hecht.

Eines Mittags, als die Sonne besonders heiß brannte, sah er von seinem Boot aus einen Hecht im kalten Wasser stehen. Es war so ein langer Bursche, wie Fietje ihn suchte, er schätzte ihn auf fünfzehn Pfund. Uralt mußte er schon sein, sein Rücken war bemost wie bei einem alten Karpfen. Fietje starrte den Räuber, der sein vorgeschobenes gefräßiges Maul halb geöffnet hatte, mit großen Augen an. Im ersten Augenblick vergaß er ganz, nach der Hechtschnarre zu greifen. Und als er es dann tat und dabei in seiner Aufregung mit dem Fuß an einen Eimer stieß, war der Alte mit einem Satz unter der Brücke verschwunden.

Fietje ballte seine kleinen Fäuste vor Zorn und hätte sich selber ohreigen können. Da hätte er nun seinen Onkel zufriedustellen können, und nun hatte er diese Gelegenheit verpaßt. Er spähte noch den ganzen Nachmittag erregt nach dem Hecht aus, sah ihn aber nicht wieder. Schweigsam kam er abends nach Hause, umsonst forschte seine Mutter nach dem Grund seiner Niedergeschlagenheit.

Am nächsten Morgen war Fietje gleich nach der Schulzeit wieder auf dem Streek. Vorsichtig zog er seinen Kahn an den Häusern entlang, starr waren seine Augen auf das Wasser gerichtet. Aber der Hecht zeigte sich den ganzen Nachmittag nicht. Erst gegen Abend, als Fietje am Elternhaus anlegte, schoß er im Wasser vorüber. Fietje erkannte ihn sofort wieder, aufgeregt sprang er ins Boot zurück und suchte noch einmal den Streek ab, jedoch ohne Erfolg. In der Dunkelheit kam er nach Hause zurück, schwitzend und mit heißen Wangen. Seine Mutter schalt mit ihm und packte ihn ins Bett. Fietje ließ alles ohne Widerrede über sich ergehen.

Tagelang ging das so weiter. Fietje traf den Hecht mehrfach, aber es gelang ihm nicht, ihn zu stellen. Es schien gerade, als wolle der Alte ihn narren.

Trotzig grub Fietje die Zähne in die Lippen. Er gab es nicht auf. Er mußte den Burschen haben! Was sollte sein Onkel, der große Seefischer, wohl sonst von ihm denken!

Und Fietjes Beharrlichkeit siegte. An einem Sonntag, als er mit seinem Kahn wieder vor der alten Holzbrücke lag. Der Hecht stand gut gegen die Sonne. Behutsam tauchte Fietje die Drahtschlinge ins Wasser, ohne Wellenringe zu machen. Er zwang seine ein wenig zitternden Hände zur Ruhe und schob die Schlinge ganz langsam über das gefräßige Maul bis hinter die Kiemen. Dann zog er blitzschnell zu und hatte ihn fest. Ein Siegesgeschrei kam von seinen Lippen.

Aber Fietje hatte sich verrechnet. Der alte Räuber bäumte sich auf und schoß mit einem Satz vorwärts. Er war wohl durch die Schlinge verwundet und gehemmt, aber er gab sich noch lange nicht verloren. Fietje mußte seine ganze Kraft aufbieten, um den Stock zu halten. Der Hecht zog wilde Kreise, bohrte sich blitzschnell in die Tiefe, tauchte wieder auf. Fietjes Kahn begann zu schaukeln, und als der Hecht einen erneuten verzweifelten Versuch unternahm, zu entkommen, legte sich das Boot derartig auf die Seite, daß Fietje über Bord stürzte.

# Der silberne Löffel

Von Johann Peter Hebel

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal in „Roten Ochsen“ zu Mittag essen, und geht in den „Roten Ochsen“. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig.

Als nun das Essen fast vorüber war — einer und der andere trank noch ein halbes Maß Ungarwein zum Zuspielen; ein anderer drehte Kügelin aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wäre und wollte Pillen machen; ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel — da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer in einem grünen Rocke mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder herauskam.

Ein anderer hatte gedacht: Was geht's mich an? und war still dazu gewesen oder hätte großen Lärm angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütze ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog. Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöchern im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebsguppe hervorgetan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Offizier dem Wirt die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist

Nun hatte der Alte vom Streek wieder freie Bahn. Fietje ließ zwar beim Sturz ins Wasser die Hechtschnarre nicht frei, aber er war des festen Haltes beraubt, und der um sein Leben ringende Hecht zog ihn mit Leichtigkeit hinter sich her. Eine wilde Fahrt durch das Wasser des Streeks begann. Voraus der Hecht mit der würgenden Schlinge am Hals, hinter ihm der keuchende Junge, der mit all seinen Kräften die Angel in der Rechten festhielt, und sich mit der Linken immer wieder zur Wasseroberfläche heraufarbeitete, um Luft zu holen. Einige hundert Meter ging das so den einsamen Streek entlang, das Wasser schäumte und in den Bäumen am Ufer schreckten die Vögel auf. Fietje wäre wohl mit dem Hecht in der Elbe gelandet, wenn er nicht kurz davor die Ankerkette einer Schute zu fassen bekommen hätte. Dort klammerte er sich mit der letzten Kraft seiner Arme und Beine fest und ließ den Hecht weiter toben. Nach und nach wurde dann auch der Widerstand des Räubers schwächer. Fietje konnte an der Ankerkette das Deck der Schute erklimmen und den Hecht hinaufziehen. Erschöpft setzte er sich nieder, aber seine Augen blitzten vor Stolz. Er hatte gesiegt! Was nun wohl sein Onkel, der große Finkenwälder Seefischer, sagen würde!

Durchnäht, schmutzig und zerbeult kam Fietje nach Hause. Die Vorwürfe seiner Eltern nahm er gern in Kauf. Er hatte seinen Hecht, 17 Pfund schwer! Und er kam mit nach See!

# Der Sportberichter

## Gaumeistertitel der Leichtathletik werden vergeben

Die vierten Gaukreismesterschaften in der Leichtathletik werden morgen Sonntag, auf der Straßburger Tivoli-Kampfbahn vergeben. Damit hat die elsässische Leichtathletik-Meisterschaft schon einen ihrer Höhepunkte erreicht. Wir werden die Elite der Elsaß-Leichtathletik am Werke sehen und die meisten Titel werden stärker umkämpft sein als dies in früheren Jahren der Fall gewesen ist.

Das bis zur Stunde vorliegende Meldeergebnis ist sehr zufriedenstellend. Die Männermeisterschaften werden von ca. 80 Teilnehmern an die 140 Meldungen und die Frauenmeisterschaften von ca. 35 Teilnehmern an die 80 Meldungen auf. Alle im Gau in der Leichtathletik bekannte Namen figurieren auf der Startliste.

Eine kurze Uebersicht vermittelt folgendes Bild: Bei den Männern: über 100 m: Andre, Ruttman, Hild (SVS.); Tarillon, Toth, Seyler (SGS.); Pfalzgraf (FCM.); Pfeiffer (RCS.) usw. 400 m: Tschanz (SVM.); Popplow (SVS.); Sonntag (SGS.) 800 m: Dillar (Leichthaus); Andros (RCS.); Röckel, Müller (FCM.); Kirchgässler (LSVS.); Tschanz (SVM.). 1500 m: Bieber, Boubier (BCS.); Beck (SV. Kolmar); Altenhoven, Perplies (FCM.); Gebaur, Stoll (SVS.). 5000 m: Weber (SVS.); Joye (SGS.); Martin, Perplies (FCM.) Schwerrin (Hagenau); Husser (TB. 1887 Kolmar). 110 m Hürden: Toth (SGS.); Pfeiffer (RCS.). 3000 m Hindernis: Pfeiffer (RCS.); Bieber, Boubier (Rappoltsweiler). — In der Frauenmeisterschaft: 100 m: Straßburg, FC. Mülhausen, RC. Straßburg, LSV. Straßburg, Marineärztliche Akademie Straßburg. — Wurfdisziplinen: Tarillon, Siegel, Schmitt, Spieß (SGS.); Zebbig, Schiebel (SVS.); Großauer, Kunle, Pfalzgraf (FCM.); Mack (Kolmar); Hönik (Hagenau); Fuchs (Rappoltsweiler). — Sprungwettbewerb: Toth, Tarillon, Nadler, Spieß (SGS.); Pfeiffer (RCS.); Andre (SVS.); Langer, Hild (Hagenau); Fuchs (Rappoltsweiler) usw.

ver 04, Schalke 04, Planzitz usw. Die sicherlich auf der Meinau guten Fußball vorführen. Die Meinauer werden ebenfalls mit bestmöglichstem Spielmaterial antreten, so daß eine stramme Partie zu erwarten ist. Beginn des Hauptspiels 15 Uhr.

## Um die Sommermeisterschaft

KSG. Moilsheim/Avolsheim erwartet mit Anstoß 13.30 Uhr den Nachbar aus Dorlisheim. Es wird auch hier zu einem harten Auseinandersetzung kommen, wobei der Sieger nicht voraussehbar ist. Wb.

## HJ.-Basketball

### Das „Alsatia“-Turnier

Mit einer erstklassigen Besetzung meldet sich das Turnier des TuS. Alsatia-Bischheim an, das bereits am Sonntagmorgen beginnt, um nachmittags auszuklingen. Die Spielfolge lautet: 9.30 Uhr: Hagenau — Kienheim; 10 Uhr: Alsatia — Kayersberg; 10.30 Uhr: Kolmar — Hagenau; 11 Uhr: Kienheim — Alsatia; 11.30 Uhr: Kayersberg — Kolmar; 14.30 Uhr: Kienheim — Kayersberg; 15 Uhr: Hagenau — Alsatia; 15.30 Uhr: Kolmar — Kienheim; 16 Uhr: Kayersberg — Hagenau; 16.30 Uhr: Alsatia — Kolmar.

Es wird dem neugebackenen Bannmeister, selbst mit seiner erfolgreichen Mannschaft: Roesch, Hummel, Hamm, Leibel und Schneider, schwerfallen sich durchzusetzen.

Am gefährlichsten sollten die Oberländer Gegner sein, während Hagenau als Außenseiter auch nicht zu verachten ist. Das Rundspiel kommt auf dem Alsatia-Platz (Riffgasse) in Bischheim zum Austrag. (mh.)

## Badens Fechter in Straßburg

Heute und morgen gelangen in Straßburg (Sängerhaus) die badischen Gaumeisterschaften Fechten zum Austrag. Die Begegnungen beginnen bereits heute um 16 Uhr und werden morgen früh ab 8 Uhr weitergeführt. Nicht weniger als 40 Meldungen sind hierzu eingegangen, wobei Badens Fechterinnen das größte Kontingent stellen. Derzeitiger Titelverteidiger ist der Mannheimer Beyer, der sämtliche drei Waffentitel auf sich vereinigt. Die Organisation hat Gaufachwart Wagner (Straßburg) übernommen.

Am 23. Juli wird in Straßburg der Obert-Pokal für Degenfechter der Sportgäue Elsaß, Baden, Westmark und Württemberg ausgefochten. Wrc.

## Gaumeisterschaften im Schwimmen

Nachdem 1943 im elsässischen Schwimmsport keine Titel vergeben wurden, sind jetzt für 1944 wieder Gaumeisterschaften im Schwimmen und Springen ausgeschrieben worden. Die Titelkämpfe finden am 9. Juli im der Mülhauser städtischen Schwimmhalle statt. Das Programm wird in einer Vor- und einer Nachmittagsveranstaltung abgewickelt. Vorläufe finden nicht statt. Sofern die starke Besetzung eines Wettkampfes zwei Läufe erfordert, wird die Wertung nach den erzielten Zeiten berechnet.

## Faustballspiele in Kronenburg

Auf dem Sportplatz in Kronenburg begannen sich morgen folgende Mannschaften um die Kreismeisterschaft im Faustball: 9.30 Uhr: SV. Hönheim — TV. „Alsatia“ Bischheim (Bind); 10.10 Uhr: Turverein Kronenburg — SV. Hönheim (Utz). Als voraussichtliche Sieger starten Bischheim und Kronenburg. G.

— Der in elsässischen Schwerathletikkreisen gut bekannte Mannheimer Ringer Ernst Lehmann starb im Osten im Kampf für Deutschlands Zukunft den Heldentod. Die deutsche Schwerathletik verlor in ihm einen ihrer Besten.

## Fußballecke

### RSC. empfängt LSV. Freiburg

Rasen-Club Straßburg bietet den Straßburger Fußballanhängern mit dem Freundschaftsspiel gegen den Spielstarken LSV. Freiburg verbunden mit Jugendspiel einen interessanten Fußballnachmittag. In der Gästefigurieren Köner aus bekannten Vereinen wie Schwarzweiß Essen, Hanno-

## Blick in die Welt

### Das war keine Neckereimehr

In Lindenhofhausen in Westdeutschland waren in einer Schmiede ein Geselle und ein Lehrling dabei, sich mit Worten zu necken. Man ging bald dazu über, sich mit kleinen Eisenstückchen zu werfen. Dem Gesellen schied das aber noch nicht genug. Aus „Spaß“ ergriff er ein vierkantiges Eisenstück und warf es nach dem Lehrling. Er traf, wenn auch nicht mit Absicht, nur zu gut. Das Eisenstück zerriß eine Schlagader am Bein des Betroffenen. Der Junge mußte sofort in ein Krankenhaus gebracht werden, wo die Gefahr der Lebensgefahr dann mit Mühe Herr wurde. Nur für die unvorsichtigen Scherzbold dürfte die Angelegenheit noch ein böses Nachspiel haben.

fordern, schlimmer noch, daß der Besiegte solche Eigenschaften zeigen könne.

„Nein.“

Leise kommt das zum zweitenmal ablehnende Wort aus Ludwigs Munde. In diesen Wochen und Monaten, in denen er an seiner Oper schreibt, hat er das Helldunkel der Klangfarbe entdeckt. Ein Piano kann aufrüttelnder schreien als das Brausen eines Fortissimo. Um den Durchbruch ringt der Dunkle im Wendepunkt des Schicksals seiner „Leonore“. Er findet ihn nicht, wie besessen er auch sucht. Aber er fühlt, daß ein Gipfel ohne Maß notwendig ist, um die Erlösung aus dem Niederbruch der Seele in einen herrlichen Sieg zu verkehren, strahlend gleich dem Feuerball der Sonne, die allen Dunst kluger Ränke und das Gewölk des Zweifels jäh zerreißt! Ein einziger Ton ist vonnöten, ein einziger, nie vernommener, dem Schicksal prometheushaft entrisen. Nah, ganz nah steht er in Ludwigs formendem Grunde —

Zittern überfällt seine Hände. Warum geht Lichnowsky nicht? Führt er nicht, daß seine Gegenwart Unwiederbringliches stört?

Nein, die Büste lächelt nicht. Aber der Fürst lächelt überlegen, während er noch einmal dem Unrastvollen vor Augen führt, daß jener aus seiner Besessenheit ein ungefähres Recht habe, ein Schwärmer zu sein. Aber er möge nicht die Gestalten seiner Oper verwechseln mit den Realitäten des Lebens. So schön und lebenswert Leonore Florestan anmutet, voller Poesie und Edelmut in ihrem schlummernden Heldenstun, so notwendig sei im Augenblick nicht der Schwärmer Beethoven, sondern der Mann!

Kaum ist das Wort von den Lippen

des Fürsten gekommen, als er es also gleich ungesagt machen möchte. Nun wird Ludwig auflodern in den Leitspruch seines Lebens: Musik soll dem Manne Feuer aus dem Geiste schlagen! Aber Ludwig schweigt. Nur in seinen Augen funkelt es. Am liebsten möchte er Lichnowsky in das Gesicht schreien, wie tausendmal männlicher ihn Schwärmer eines schöpferischen Menschen dünke, denn die niederträchtig erbärmliche Glätte eines Weltmannes voller Geistesheit. Nicht die Niederlage mache den Kämpfer zum Besiegten, sondern die dreimal verfluchte Glätte! Ludwig stürmt im Zimmer auf und nieder. Er reißt sinnlos Noten vom Tisch, Kleider aus dem Schrank, und dann hat der Blitz gezündet: mit einem Faustschlag macht er die Aufforderung des Fürsten nach Mannhaftigkeit zur Realität — die Büste aus Gips splittert vom Sockel! Da, plötzlich — mit allen Sinnen seines inwendigen Ohres hört Ludwig laut den göttlichen Einbruch eines Trompetensignals, wirklich und unwirklich zugleich, mit dem sich das Schicksal Leonore Florestan glückhaft wenden wird. Im Jubel der Eingebung rast Ludwig aus dem Zimmer! Nichts erinnert ihn mehr an das, was geschah.

Nach viel Zeit verläßt auch der Fürst Beethovens Zimmer. Er schließt die Tür hinter sich wie einen Vorhang. Die Falten dieses Vorhanges rauschen leise über einer Szene zusammen, die Lichnowsky vor sich selbst hinfürder nicht erlebt haben will. Die Gefühle stürzen von seinem Blut in sein Herz. Sie verkehren sich in Gedanken, kein einziger kleiner behält das Uebergewicht. Als der Hausherr endlich Christine aufsucht in ihrer versorgten Einsamkeit, ist sein Gesicht ruhig. Beethovens Zustand bereite ihm

Sorge, er sei überarbeitet, berichtet Lichnowsky der Fürstin. Der Meister könne in der Tat unmöglich heute die geplante Solirée abhalten. Ob Christine wohl mit dem Fürsten zusammen Bernadotte um Entschuldigung bitten wolle für den Meister? Mehr denn je müßten sie beide ihre Hände halten über den Dunklen, der sich verzehrt im Ringen um sein Werk.

Weich entspannt sich der Mund der jungen Frau. Es gibt immer noch Stunden, in denen sie sich ihrem Gatten voller Innigkeit nahe fühlt. Wie? Die Büste sei vom Sockel gefallen? Zerschlagen? Ja, ein bedauerliches Ungeschick. Das heißt, bedauerlich könne es der Fürst nicht, vielmehr recht eigentlich begrüßen, denn das Material sei unwillig gewesen der kunstvollen Arbeit des Bildhauers. In Bronze gegossen soll sie neu erstehen und fortan ihren Platz finden in der Eingangshalle des weißen Hauses seiner Väter als Zeichen unverletzlicher aufrichter Gastfreundschaft des Schlossherrn, wie überraschend freiwillige oder unfreiwillige Gäste auf Grätz auch immer kommen und gehen mögen.

Christine spürt den verborgenen Unterton in des Gatten Stimme. Sie fragt nicht. Ihre Augen übergleiten die seinen. Dann suchen sie verwirrt den schönen Ausblick aus dem Fenster in die Endlichkeit des Parkes, in die Unendlichkeit der Natur.

Zwei Menschen halten sich im Garten dem Orgeln des Herbststurmes hin, zwei Männer. Wirbelnder Tanz von fallenden Blättern umkreist sie. Christine will nicht glauben, was sie sieht.

(Fortsetzung folgt)

# DER FEURIGE GOTT

ROMAN VON HEINZ KAUEN

Edmund Huyke, Verlag, Leipzig

## 39. Fortsetzung)

Lichnowsky bringt seine Ueberlegungen nicht zu Ende, während er über den langen Gang seines geschlechteralten Hauses geht, darin der Herbst unsichtbar vom Garten her mit leisem Zischen den baldigen Winter kündigt.

Als der Hausherr auf sein Klopfen an des Freundes Zimmer ohne Antwort bleibt, tritt er ein und sieht erschrocken Ludwigs fernes, abweisendes Auge stumm aus einem Wust von Schreibwerk auftauchen. Notenblätter liegen auf allen Tischen und den geöffneten Flügeln. Unordentlich hingeworfen finden sich Kleider über dem zerwühlten Bett, schmutzige Schuhe auf einem mit Seide bezogenen Sessel. Die Luft ist verbraucht, pelzig in ihrer Schamheit, Nächtliches ungeordnet. Die gefüllte Kanne erkalteten Kaffees steht vergessen auf dem Fensterbord — Platz, Platz für das Notieren von vielerlei heißen Einfällen, für gut befunden und wieder verworfen, ehe ein Stundenschlag die schreitende Zeit laut mit Vergangeneheit füllt! Jeder Diener wird hinausgeworfen, führt auch die noch so löbliche Absicht des Ordners ihn in die Nähe des vom Dämon überkommenen leidenden Herrentums Ludwig für Sieg und Niederlage. Er begreift darüber hinaus, daß dem Sieger vielleicht das Leben des Besiegten zusteht, aber er begreift nicht, daß der Sieger geheuchelt entgegenkommen und falsche Beflissenheit

„Wie?“

Der Dunkle hat bis zur Stunde keine Zeit gefunden, sich Gedanken darüber zu machen, was es mit einem Sieger und einem Besiegten auf sich haben könnte. Die Arbeit verzehrt ihn. Sie allein ist sein Maßstab für Sieg und Niederlage. Er begreift darüber hinaus, daß dem Sieger vielleicht das Leben des Besiegten zusteht, aber er begreift nicht, daß der Sieger geheuchelt entgegenkommen und falsche Beflissenheit